

Buchbesprechungen

Freundschaftsdichtung in den Niederlanden. Jacques Perk – Willem Kloos – Albert Verwey (1880–1935). Aus dem Niederländischen übertragen und mit einer Einführung versehen durch Rudolf Eilhard Schierenberg. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1996, 451 S., 48,- DM.

Er empfinde „immer ein großes Mitleid, ein anderes Wort gibt es nicht dafür, mit Freunden, die nicht wissen, welche verborgenen Schätze es in der niederländischen Lyrik gibt“, schrieb Cees Nooteboom jüngst in einem Nachwort zur deutschen Ausgabe eines Romanes von J. J. Slauerhoff. Um seine deutschen Freunde, denen die Lyrik der „Tachtigers“ lange weitgehend verborgen war, braucht sich der in Deutschland vielgerühmte Niederländer inzwischen nicht mehr gar so arg zu grämen. 1996 nämlich besorgte Rudolf Eilhard Schierenberg eine Ausgabe mit Gedichten von Willem Kloos, Jacques Perk und Albert Verwey. Der Band enthält gut 150 Texte, überwiegend Sonette, daneben Auszüge aus längeren Gedichten, und stellt damit schon rein zahlenmäßig die erste wirklich umfassendere Dokumentation von Lyrik der Tachtigers in Deutschland dar. Ausgewählt hat Schierenberg die Gedichte nach einem thematischen Kriterium. Die aufgenommenen Verse verleihen dem Thema Freundschaft Ausdruck. In vielen Fällen nehmen die einzelnen Gedichte aufeinander Bezug, formen also zusammen lyrische Dialoge. Dies zu erkennen wird dem Leser durch einen Lese-Schlüssel erleichtert, der die über den Band verstreuten, einander korrespondierenden Gedichte zuordnet.

Den Gedichtübersetzungen, denen jeweils im Paralleldruck die Originale beigegeben sind, hat Schierenberg eine hundertseitige ausführliche Einführung vorangestellt. Hier gibt er einen Überblick über die literarische Bewegung, die Ende des letzten Jahrhunderts die niederländische Literatur grundlegend erneuerte. Er tut dies, indem er ihre drei bedeutenden Protagonisten vorstellt, wobei er insbesondere ihr Verhältnis zueinander beleuchtet. Ein eigenes Kapitel ist zudem der Verbindung Verweys zu Stefan George und dessen Kreis gewidmet. Darüber hinaus bietet der einführende Teil u.a. noch einige bibliographische Hinweise, genretheoretische (zum Sonett) und landeskundliche Erläuterungen (Die Niederlande: Benennung von Land, Sprache und Volk) sowie ein Literaturverzeichnis. Der Band schließt mit einem Anhang, bestehend aus einem Verzeichnis früherer Übersetzungen einzelner Gedichte, einem sehr handlichen Register sowie einem Bildteil mit diversen Porträts der Freundesdichter.

Das sorgfältige Arrangement sowie die unzweifelhaft literarhistorische und philologische Expertise des Herausgebers und Übersetzers hätten den Band zu einer höchst verdienstvollen und rundum lobenswerten Arbeit machen können. Das es dazu denn doch nicht reicht, hat mehrere Ursachen. Deren eine liegt in dem gedanklichen und sprachlichen Duktus der allzu pathetisch daherkommenen Einführung. Gerne läßt Schierenberg sich zu Verallgemeinerungen hinreißen.

Statt von Teilen der Bevölkerung spricht er gleich vom ganzen niederländischen Volk. Die einzelnen Dichter geraten ihm zu Vetretern einer „Menschenart“, und er neigt dazu, abweichendes Verhalten pauschal zu pathologisieren. Die Kommentare zu Leben und Werk der vorgestellten Lyriker sind gespickt mit pseudopsychologischen, oft in schwer erträgliche Naturmetaphorik eingekleidete Platitüden. Eine schwierige Kindheit mit nachteiligen Folgen beispielsweise wird dann so umschrieben: „Im Botanikunterricht haben wir gelernt, daß die meisten Giftpflanzen im Schatten wachsen.“ (39) Schade, daß der Verfasser sich nicht auf die sachkundigen bio-bibliographische Informationen beschränkt hat. Wenn man lesen muß, ein Autor „leidet unter festen Ufern überhaupt, zwischen denen seinen Lauf zu nehmen das Leben ihn zwingt“ (60), erinnert man sich der prosaischen Vorzüge eines tabellarischen Lebenslaufes. Obendrein erweisen sich manche der Ausführungen als inhaltlich schlicht veraltet. Wohl kaum jemand außer Schierenberg wird heute noch ernsthaft behaupten wollen, daß „die niederländische Literatur in Deutschland nur wenige oder gar keine Leser findet“ und infolgedessen „nahezu eine terra incognita“ sei (94).

Kommen wir noch einmal zu den Übersetzungen, dem wichtigsten Teil des Buches. Schierenberg hat sich konsequent dafür entschieden, die Sprache seiner Übersetzungen der Entstehungszeit der Gedichte anzuverwandeln. Er archaisiert also, statt ein aktuelles Deutsch anzustreben. Dies liegt natürlich in seinem Ermessen, und so ist dagegen nichts einzuwenden, zumal er über ein beeindruckendes Sprachvermögen verfügt. Allerdings, das bekenne ich gerne, meinen Geschmack trifft er damit nicht. In der vorliegenden Übersetzung entwickeln viele Verse eine Aura des Musealen, weniger eine der leidenschaftlichen Emotionen, wie sie den Originalen vielfach eignet. Besonders sinnfällig ist der Kontrast immer dann, wenn Wörter, die im Niederländischen auch heute noch ganz alltäglich klingen, im Deutschen stilistisch überhöht werden. (Man vergleiche Wortpaare wie: zalig – sälig, deert – sehrt, heffen – schragen). Eine Angelegenheit für sich ist natürlich die gar nicht zu überschätzende Schwierigkeit, der sich jeder Übersetzer von Sonetten, dieser so engen und rigiden Form, gegenüberstellt. Schierenberg versucht durchgängig, Reimschema und so möglich auch den Rhythmus beizubehalten. Das gelingt ihm in vielen Fällen. Mitunter fast kongenial, so wie bei Kloos' *Ik denk altoos aan U*. Aber bisweilen fällt dem Streben nach Reim und Rhythmus doch der ursprüngliche Sinn zum Opfer. Zumindest wird die Aussage einige Male infolge sehr freier Übersetzungen stark entstellt, wie z.B. in Perks Sonett *'t was niet het op en neerslaan uwer oog* (174/175) Oder es geschieht, daß die vorgenommenen Umstellungen eine syntaktische Verschrobenheit erzeugen, die zusammen mit der archaisierenden Wortwahl die Aussage der Verse verdunkelt, während die Vorlage noch klar verständlich ist (so u. a. 187–189).

Der Nabokov-Übersetzer Dieter Zimmer schrieb einmal – sinngemäß –, daß die englischen Leser sich mit einem einzigen Shakespeare begnügen müßten, während die deutschen das Vergnügen hätten, verschiedene Shakespeares lesen zu können. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß jede gelungene Übersetzung dem

Original neue Dimensionen abgewinnen kann, allein schon infolge der sprachlichen Aktualisierung und Neubelebung. Letztere ist im vorliegenden Falle unterblieben. Aber hinsichtlich der Tachtigers mußte ja auch erst einmal ein gediegener Anfang gemacht werden. Und für dieses Unterfangen ist dem Urheber ausdrücklich zu danken.

Bandung

Michael Bahlke

Stefan Kiedron: Andreas Gryphius und die Niederlande. Niederländische Einflüsse auf sein Leben und Schaffen. (Neerlandica Wratislaviensia VI). Wrocław 1993. 228 S.

Seit 1983 gibt die Universität Wrocław die Reihe 'Neerlandica Wratislaviensia' heraus. Die bisher erschienenen acht Bände geben bereedte Auskunft über den Stand niederlandistischer Forschung am Erasmus-Lehrstuhl der Wrocławer Universität, der neben Budapest, Moskau und Prag zu den wichtigsten Zentren der Niederlandistik östlich unserer Grenzen zählt. Kiedrons Habilitationsschrift zu den niederländischen Einflüssen auf das Œuvre Gryphius' ist insofern ein Novum in dieser Reihe, weil hier erstmals eine Monographie aufgenommen wurde.

Zwar gilt Gryphius (1616–1664) neben Grimmelshausen als der bedeutendste deutsche Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, doch der Pole Kiedron läßt den nationalen Aspekt außen vor und setzt Gryphius in einen regionalen Kontext. Für ihn ist Gryphius neben Opitz und anderen in erster Linie Exponent des schlesischen Kulturkreises, der bestimmend für die Ausbildung der Poetik der deutschen Barockliteratur wurde.

Mit der Untersuchung niederländischer Einflüsse auf das Werk des Schlesiers begab sich Kiedron auf glattes Parkett; es ist bekanntlich sehr schwer, literarische und außerliterarische Erscheinungen verschiedener Kulturen zu vergleichen und vor allem aus diesem Vergleichen eindeutige Schlüsse zu ziehen, auch wenn diese Kulturen scheinbar so nah beieinander liegen. Das ist vielleicht auch der Grund, warum Kiedron versucht, seine Thesen immer und immer wieder mit einer Unmenge von Zitaten zu untermauern, so daß der Leser Mühe hat, bei der ungeheuren Materialfülle den roten Faden nicht zu verlieren. Oder anders gesagt: Die Unmenge an Material, die Kiedron zusammengetragen hat – was auch im ausführlichen Quellenverzeichnis und in der umfangreichen Bibliographie dokumentiert ist – kann zur Redundanz verführen; dieser Versuchung ist der Autor mitunter erlegen.

Kiedron ist bemüht, ein Gesamtbild der Einflüsse niederländischer Dichter, Philosophen und anderer Gelehrter auf Gryphius zu zeichnen und beschränkt sich nicht nur – wie es die Forschung bisher tat – auf die Untersuchung des Einflusses der dramatischen Werke Vondels auf das Werk des Schlesiers. So findet Kiedron Hinweise auf die Rezeption der Werke Hoofts (speziell der Biographie Henri Quatres), Cats', Heinsius' und Grotius', des Kartographen Gerhard Mercator, aber auch der südniederländischen Jesuitendichter Scribanus, Bauhusius und anderer.

Dies wird von ihm - wie schon angedeutet - durch eine Vielzahl von Zitaten aus dem Gryphiusschen Werk belegt und nachgewiesen.

Nach seiner Ansicht ist jedoch die neostoische Philosophie Justus Lipsius' weitaus bestimmender für Gryphius' Œuvre gewesen als beispielsweise die niederländische Literatur des Gouden Eeuw. Allein die Häufigkeit der Anführungen oder Zitate aus Lipsius' Hauptwerken, der 'Constantia' und der 'Politica', die Vielzahl von Stellen in Gryphius' Dramen, Gedichten und Leichenreden, in denen der Autor direkten Bezug auf Ansichten des Leidener Philosophen nimmt, läßt den Schluß zu, daß Lipsius ein ungleich größerer Einfluß zukommt als Vondel oder anderen Literaten.

Mit der Philosophie Lipsius' kam Gryphius noch vor seiner Leidener Studienzeit durch seinen Gönner Schönborn in Kontakt, wobei für den Autor zwei Aspekte der neostoischen Philosophie lebensbestimmend wurden: der 'Constantia'-Gedanke, und der Gedanke der Unantastbarkeit des Herrschers. Genau wie bei den o.g. Autoren belegt Kiedron seine Ansichten auch hier durch eine Vielzahl von Zitaten aus Dramen, Gedichten und Leichenreden sehr schlüssig. Allerdings halte ich die These, die neostoische Prägung der europäischen Barockliteratur allein auf das Wirken Lipsius' zu reduzieren, für etwas zu vereinfacht; hier wurden das Wirken des Franzosen Du Vairs und der Einfluß der Pléiade auf die Ausbildung der Poetik der Barockliteratur, speziell auch der niederländischen, schlechtweg negiert.

Als Manko der Arbeit empfinde ich die fehlende Systematik sowohl im Aufbau als auch in der Abhandlung der einzelnen Punkte. Zwar gibt es einen biographischen Abriss, und Kiedron macht auch vier Perioden im Leben Andreas Gryphius', aus [die Zeit der Jugendidung (1633-1637), die Studienzeit an der Leidener Universität (1638-1644), seine Bildungsreise durch die südliche Niederlande, Frankreich und Italien (1644-1647) und seine Zeit in Schlesien (1648-1664)], aber nur die ersten beiden Perioden werden in der Monographie sehr ausführlich behandelt, die Route der Bildungsreise nur noch sehr kurz umrissen. Die restlichen Jahre in Glogau sind Kiedron nur zwei Sätze wert. Dem Leser fehlt ein systematischer Überblick über Leben und Werk Gryphius' und das erschwert das Verständnis der restlichen Kapitel, die u.a. Vondel, Hooft, den Dichtern der 'zweiten Reihe', Lipsius oder der niederländischen Wissenschaft und Theologie gewidmet sind.

Hinzu kommt, daß Kiedron sehr häufig seinen eigenen Standpunkt nicht von anderen Meinungen abgrenzt. Exemplarisch sei an dieser Stelle Kapitel 5 (Gryphius und Vondel) genannt, in dem Kiedron den bisherigen Forschungsstand sehr gründlich darstellt und jeden Aspekt mit unzähligen Zitaten belegt und dokumentiert. Für den Leser jedoch ist häufig nur schwer erkennbar, wann Kiedron nur referiert und wann er seine eigenen, über den bisherigen Wissensstand hinausgehenden Erkenntnisse formuliert.

Erst im letzten Kapitel findet der Autor eigentlich zu der systematischen Darstellungsweise, die dem Leser die Möglichkeit gibt, die wissenschaftliche Leistung, die in dieser Monographie steckt, überhaupt zu würdigen.

Halle/S.

Uwe Genetzke

Albert Vigoleis Thelen: Die Literatur in der Fremde. Literaturkritiken. Herausgegeben, aus dem Niederländischen übersetzt und mit einem Nachwort von Erhard Louven. Bonn: Weidle Verlag 1996, 250 S., 38,- DM.

Albert Vigoleis Thelen, 1903-1989, Romancier, Literaturkritiker, Übersetzer, aus Süchteln in den niederrheinischen Bergen stammend, war in diesem zu Ende gehenden Jahrhundert einer jener europäischen Grenzgänger par excellence, von denen es gar nicht genug geben kann. Zu seinen Verdiensten gehört nicht zuletzt die Vermittlung zwischen den Kulturen der Niederlande und Deutschlands. 1934 heuerte er, der bereits in Deutschland ein wenig über niederländische Literatur publiziert hatte, als Rezensent bei „Het Vaderland“ an. Geworben für diese Aufgabe hatte ihn der damalige Redakteur für Kunst und Kultur beim „Vaderland“, Menno ter Braak. Nachdem sich ein bis dato für die deutsche Literatur zuständiger Rezensent aus Angst vor Repressalien der Nazis geweigert hatte, einen Roman Thomas Manns zu besprechen, suchte ter Braak einen neuen Mitarbeiter, der sich speziell der Literatur der deutschen Emigranten annehmen sollte. Albert Vigoleis Thelen sprang bereitwillig in die Bresche. Von Februar 1934 an betreute er die Rubrik *Duitsche Litteratuur in den Vreemde*. In 40 Beiträgen besprach er unter dem Pseudonym Leopold Fabrizio 143 deutsche Titel, die überwiegend in den großen Emigrantenverlagen wie Querido oder Allert de Lange erschienen waren. Die Artikel, seinerzeit von Menno ter Braak bearbeitet, soll heißen: politisch entschärft und ins Niederländische übertragen, liegen nun erstmals gesammelt und in deutscher Sprache vor. Neben den (rück)übersetzten Rezensionen enthält der Band eine kurze, sehr informative Einleitung sowie ein Register, geordnet nach den Namen der rezensierten Autoren, das eine rasche Orientierung erlaubt, wenn man sich für bestimmte Autoren interessiert. Natürlich lädt die Sammlung der Rezensionen heute besonders dazu ein, im Blick auf bekannte Autoren nachzulesen, wie denn der zeitgenössische Kritiker damals über deren Bücher urteilte, die wir heute mit dem Abstand von 6 Jahrzehnten und dem Wissen um ihre Rezeptionsgeschichte betrachten können. Welche Maßstäbe legte er an, wer wurde gepriesen, wer verrissen?

Die Rubrik erschien in unregelmäßigen Abständen bis zu achtmal pro Jahr und bündelte jeweils mehrere Besprechungen. Die Titel hielt Thelen elliptisch knapp. Bisweilen langten ihm schon die Nachnamen der Rezensierten als Überschrift. Unter den berücksichtigten Autoren finden sich die nach wie vor Arrivierten, so wie beispielsweise Lion Feuchtwanger. Ebenso jene, die sich schon einen Namen gemacht hatten, aber erst nach Jahren unter dem Schutthaufen, den die Nazis hinterlassen hatten, wieder hervorgezogen werden mußten, wie z.B. Irmgard Keun. Schließlich jene, die heute zu Recht oder zu Unrecht vergessen sind. Schnell aber wird deutlich, daß Thelen sich nicht um Namen scherte. Und einen Emigrantenbonus gab es bei ihm schon gar nicht. Er begutachtete vorurteilsfrei und unbestechlich. Da mußte sich auch ein Döblin derbe Schelte gefallen lassen, mochte doch der sich durch die *Babylonische Wanderung* quälende Thelen „dem guten Alfred gerne den Schädel zerschmettern“ (46). Allerdings besaß der nur

höchst ausnahmsweise so martialisch formulierende Rezensent auch das rechte Augenmaß für die eigene Rolle. Er wußte, wie wenig sein Urteil ausrichten konnte, wenn der Autor schon prominent war. Andererseits war ihm die besondere Verantwortung für die jungen Literaten bewußt. Entsprechend bekrittelt er nie von oben herab, sondern machte Mut, gab Ratschläge, forderte und förderte nach Kräften. Noch immer steckt der Enthusiasmus an, mit dem er z.B. den jungen Gustav Regler lobte und empfahl. So unpräventiös wie sein Selbstverständnis als Kritiker ist auch die Sprache seiner Artikel. Thelen pflegte einen munteren Plauderton, der aber dennoch nichts an Eindeutigkeit zu wünschen übrig ließ. Ein manierierter Stil war ihm schlicht „Klimbim“. Bücher, die ausschließlich auf Aktualität und moralischen Protest gegen das Naziregime setzen, galten ihm als „journalistische Eintagsfliegen“ (232/240). Sein Credo war unmißverständlich: „Es ist nicht nur wichtig, daß jemand etwas zu sagen hat, sondern es ist mindestens ebenso wichtig, daß er eine Form findet, um es mitzuteilen.“ (124) *Vom en vent*. Nach dieser Maxime klopfte er die Texte ab, wobei seine Begutachtung der Form nicht selten mit dem Umschlag begann. Bücher sind schließlich Gesamtkunstwerke. Auch die Qualität der Illustrationen, die Typographie, ja sogar die Papierqualität wurde in Rechnung gestellt. Inhaltlich kam es ihm besonders auf die Authentizität der erzählten Welt, ihres Milieus und ihrer Figuren, an, vor allem in psychologischer Hinsicht. Dies führte er seinen Lesern an den verschiedenen Beispielen immer wieder anschaulich vor.

Aber die gesammelten Rezensionen sind nicht nur aus literatur- und rezepzionsgeschichtlicher Perspektive interessant. Sie sind zugleich ein bedeutendes zeithistorisches Dokument. Thelen flocht in seine Rubrik immer auch politische Reflexionen ein. Er analysierte und kommentierte die Entwicklung in den Grenzen des „Hitler-Limes“ und erweist sich dabei aus heutiger Sicht als Beobachter mit sicherem, geradezu seismographischem Gespür. In seiner tiefen Skepsis gegenüber der Fähigkeit der Menschen, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen, sowie gegenüber der Hoffnung vieler Emigranten, Hitlers Regime werde nur von kurzer Dauer sein, sollte er leider Recht behalten. – Im April 1940 erschien die Rubrik über die Literatur in der Fremde zum letzten Mal.

Bandung

Michael Bahlke

Theo D’haen, Gerard Termorshuizen (Hrsg.): De Geest van Multatuli. Proteststemmen in vroegere Europese koloniën. Leiden (Vakgroep Talen en Culturen van Zuidoost-Azie en Oceanie, RU Leiden) 1998. 256 S., 40,- Hfl.

Multatuli ist in seiner zeitweiligen Wahlheimat Indonesien nicht vergessen. Allein in den Monaten März und April 1998 veröffentlichte der Kompas, eine der auflagenstärksten Tageszeitungen des Landes, zwei kürzere Bildberichte über das ehemalige Domizil Multatulis im westjavanischen Rangkasbitung. Beide Male ging es um den Zustand des Gebäudes. Der, so die Botschaft der Artikel, sei der Bedeutung Multatulis und seines Andenkens unwürdig. Zwar zeugten die

abgedruckten Fotos durchaus von ziemlicher Vernachlässigung. Doch gab es in beiden Fällen keinen wirklich aktuellen Anlaß der Berichterstattung. Man hätte also denken können, dem Redakteur sei es in erster Linie darum zu tun gewesen, die Seiten zu füllen. Indes herrschte in Indonesien alles andere als „Saure-Gurken-Zeit“. Im März ging die sogenannte Präsidentenwahl über die Bühne. Noch einmal ließ sich der alte Autokrat Suharto zum Präsidenten küren. Gegen den Willen der Mehrheit der Bevölkerung zwar, aber im arroganten Vertrauen auf die eigene Machtposition. Bekanntlich fand seine Amtszeit dann zwei Monate später doch das von vielen ersehnte Ende. Wenige Tage, nachdem es in einigen indonesischen Städten zu schweren Unruhen mit zahlreichen Opfern gekommen war, sah sich Suharto im Mai zum Rücktritt gezwungen.

Was hat nun das eine mit dem anderen zu tun? Zur Erläuterung: Während der letzten Jahre der Suharto-Ära waren die wenigen verbliebenen Freiräume der indonesischen Presse systematisch weiter eingeengt worden. Offene Kritik an der Regierung war infolge weitreichender Zensur so gut wie ausgeschlossen. Das zeigte sich spätestens Mitte der neunziger Jahre, als der jetzige Präsident Habibie seinen Einfluß dazu mißbrauchte, mehrere nonkonforme Zeitschriften verbieten zu lassen. Wer dennoch in den Medien öffentliche Kritik äußern wollte, mußte sich dazu uneigentlicher oder chiffrierter Aussageweisen bedienen. Und in genau diesem Kontext funktionieren auch die oben erwähnten Meldungen über Multatuli. Obwohl (oder muß es heißen: weil?) nur wenige Indonesier den *Max Havelaar* gelesen haben – die Übersetzung ins Indonesische ist lange vergriffen –, ist sein Ruf auch heute noch weit verbreitet. Nach wie vor gilt vielen Indonesiern der Mann von Lebak als Inbegriff einer engagierten Persönlichkeit, die selbstlos für die Unterdrückten eintritt und sich der Obrigkeit mutig zu widersetzen wagt. Sein Name ist Programm. Indem also die Zeitungsautoren monierten, die Erinnerung an Multatuli werde sträflich vernachlässigt, mahnten sie zugleich, daß die Ideale, für die der Name steht, nicht gebührend gewürdigt würden.

Mit ebendieser Tatsache, daß der Name Multatuli über Jahrzehnte hinweg auch im unabhängigen Indonesien als Symbol benutzt wurde, beschäftigt sich Liesbeth Dolk in ihrem Aufsatz: *Gebruik en misbruik in de gordel van smaragd. Multatuli als merknaam*. Sie präsentiert einige schlagende Beispiele für die Aktualität Multatulis. Auch solche der dubiosen Art, wie die Tatsache, daß er auch schon mal als Namenspatron eines Schönheitswettbewerbes herhalten muß. Dolks Studie ist Teil einer Sammlung von Aufsätzen über „den Geist Multatulis“. Darin geht es allerdings nicht ausschließlich um Multatuli und seine Wirkung in geistesgeschichtlicher Sicht. Ironischerweise verfahren auch die Herausgeber des Bandes in der von Dolk beschriebenen Weise. Auch sie benutzen den Namen Multatuli als Metapher oder „merknaam“ für jede Form der kritischen Haltung gegenüber der offiziellen Politik in den früheren Kolonien. Neben Niederländisch-Indien werden dabei auch die karibischen Kolonien und Belgisch-Kongo berücksichtigt. Zudem gibt es einen Ausblick auf die Literatur aus dem ehemaligen Britisch-Indien.

Die versammelten Texte lassen sich in zwei große Gruppen unterteilen. Die erste Gruppe bilden mehrere Studien mit historisch-biographischem Akzent. Diese sind diversen Schriftstellern, Publizisten und Politikern gewidmet, die sich im weitesten Sinne als Seelenverwandte *Multatulis* bezeichnen lassen. Sei es, daß sie ihm als Kritiker der Kolonialpolitik vorangingen, als Zeitgenossen ähnliche Ziele verfolgten oder von ihm mehr oder minder stark beeindruckt waren, wie z.B. Eduard du Perron. In dieser ersten Gruppe finden sich Aufsätze über den deutschstämmigen VOC-Angestellten und Abenteurer Jacob Haafner, 1754–1809 (P. van Zonneveld), den Kolonialbeamten Dirk van Hogendorp, 1761–1822, (B. Paasman), den Pater und Politiker W.R. van Hoëvell, 1812–1879, sowie den Orientalisten P.J. Veth, 1814–1895 (P.v.d.Velde), den Journalisten Henri Lion, 1806–1869 (G. Termorshuizen) sowie E. du Perron, 1899 – 1940 (Kees Snoek). In der Zusammenschau der anhand bedeutsamer Details beschriebenen Lebensläufe wird deutlich, daß *Multatuli* mitnichten der einzige Niederländer war, der Mißstände in der fernöstlichen Kolonie anprangerte. Aber, so vernehmlich auch immer die einzelnen Ankläger auf geschehendes Unrecht in den Kolonien hinwiesen, es waren keine Revolutionäre, die hier ihre Stimme erhoben oder die Feder spitzten. Den grundsätzlichen Status der annektierten Gebiete stellten sie, von Ausnahmen wie Haafner und du Perron abgesehen, keineswegs zur Disposition. Ihnen ging es vielmehr darum, die politische Verwaltung zu liberalisieren und den Einheimischen mehr verbrieft Rechte einzuräumen. Seit langem umstritten in dieser Hinsicht ist die Frage, welche Haltung der Autor des Max Havelaar denn selbst einnahm. J. van den Berg ergreift noch einmal dezidiert Partei für *Multatuli* und attestiert ihm und seinem berühmten Roman eine antikolonialistische Tendenz. Seine zentrale These lautet, daß *Multatuli* sich in der Geschichte von Saïdjah und Adinda so sehr eine origin indonesische Sichtweise zu eigen gemacht habe, daß schon allein daraus dem Buch ein revolutionärer, anti-westlicher Impetus erwachse.

Die zweite Gruppe von Texten der vorliegenden Sammlung ist literar- bzw. kulturhistorisch akzentuiert. Die Autoren befassen sich mit der Rezeption *Multatulis* in der Literatur oder allgemein in der Kultur – wie bei L. Dolk der Fall. Einige Arbeiten gehen daneben der Frage nach, wie es in anderen Kolonialgebieten um eine Literatur mit kritischen Tendenzen bestellt war. In einem hochinteressanten Beitrag würdigt Ton Anbeek die Saïdjah-Geschichte als beispielgebendes Modell grenzüberschreitenden Erzählens, bei dem der Autor eine fremdkulturelle Perspektive wähle. Er legt dar, wie *Multatulis* Kunstgriff, aus der Perspektive des Indonesiers zu erzählen, von P. A. Daum in *Aboe Bakar* und Madelon Lulofs in *Kuli* nachgeahmt wurde. L. Renders bilanziert den literarischen Widerstand gegen die Unterjochung des ehemaligen Belgisch-Kongo seitens belgischer Autoren. Was die niederländischen Kolonien in der Karibik angeht, fällt eine solche Bilanz eindeutig negativ aus. Niederländische Schriftsteller, in deren Texten sich auch nur Sedimente der produktiven Rezeption *Multatulis* und seiner Protesthaltung aufspüren ließen, traten hier nicht in Erscheinung. Darin sind

sich W. Rutgers und M. van Kempen einig, ohne daß sie dafür eine schlüssige Erklärung hätten. An kritisch-aufklärerische Traditionen knüpfen in der Karibik erst im 20. Jahrhundert einheimische Schriftsteller an. So wie der 1936 in Curaçao geborene, in niederländischer Sprache schreibende Frank Martinus Arion, dessen literarisches Schaffen W. Rutgers einer Bestandsaufnahme unterzieht. A.G. Broek zeichnet nach, wie sich eine eigenständige Papiamentu-Literatur entwickelte, die sich gar nicht mehr mit dem einstigen „Mutterland“ auseinandersetzt, sondern um eine „afro-antillianische“ Identität kreist. Die Gründe dafür, daß das britisch verwaltete Indien des 19. Jahrhunderts keinen Autor vom Typus Multatuli hervorbrachte, erörtert D. Kolff. Die zentrale Ursache ortet er in den gänzlich unterschiedlichen sozioökonomischen Bedingungen. Das in der niederländischen Kolonie praktizierte System, Land und Bevölkerung mit Hilfe des einheimischen Adels auszubeuten, habe geradezu zwangsläufig zu Vetternwirtschaft und zu dem auch im *Havelaar* thematisierten Konfliktpotential zwischen Kolonialbeamten und Stammesfürsten geführt. Damit habe es den literarischen Stoff geliefert, den das transparentere und effektivere System direkter Besteuerung in Britisch-Indien nicht produzierte.

Kolffs Beitrag, der letzte des Bandes, vereint mustergültig zwei fast durchgängig vorhandene Qualitäten: ausgewiesene Kennerschaft und anschaulichen Sprachstil, der an Zuspitzung nicht spart. Der Band sei insbesondere jenen Lesern empfohlen, die sich für die literarisch-publizistische Auseinandersetzung mit der Kolonie Indonesien interessieren. In seinem Überblickscharakter stellt die Sammlung eine ideale Ergänzung zu Rob Nieuwenhuys' Standardwerk *Oost-Indische Spiegel* (1972/1978) dar. Besonders natürlich dort, wo die Autoren in eine produktive Kontroverse mit dem Nestor der kolonialen Literaturgeschichte-treibung treten.

Bandung

Michael Bahlke

Ruud Koole: Politieke partijen in Nederland. Ontstaan en ontwikkeling van partijen en partijstelsel. Utrecht: Het Spectrum 1995. 400 S., 34,90 Hfl.

Zu den augenfälligsten Unterschieden des politischen Systems der Niederlande im Vergleich zur Bundesrepublik zählt das relativ flexible und ausgeprägte Vielparteiensystem. Während im Bundestag lange Perioden nur drei, sofern man die Schwesterparteien CDU und CSU als eine Partei wertet, und gegenwärtig fünf Parteien vertreten waren bzw. sind, zählte die mit 150 Abgeordneten wesentlich kleinere Zweite Kammer der Niederlande bis zur letzten Wahl im Mai 1998 zwölf Parteien. Da die Seniorenparteien AOV und Unie55+ sowie die rechts-extremen Centrum Democraten den proportionalen Anteil für einen Sitz nicht erneut erringen konnten – eine 5%-Klausel gibt es in den Niederlanden nicht – sind es nunmehr 'nur' noch neun Parteien. Einen Überblick über die Vielzahl der

niederländischen Parteien gibt Ruud Koole in seinem Buch *Politieke partijen in Nederland*. Eine hilfreiche Übersicht in schematischer Form von 1879, als mit der ARP die erste Partei gegründet wurde, bis zum Jahr 1995 bringt die unzähligen Fusionen, Abspaltungen und Neugründungen in diesem weit verästelten Parteiensystem sehr schön zum Ausdruck (S.386-87).

Indem Koole sich auf eine 'minimum-Definition', nach der 'een politieke partij een georganiseerde groep, voorzien van een officiële benaming, die als zodanig kandidaten stelt voor de verkiezingen van openbare functies' (S.14) ist, beschränkt, vermag er alle Parteien, die je einen Sitz im Parlament hatten, zu behandeln. Diese Definition ist aus politikwissenschaftlicher Sicht zwar sehr vereinfachend, aber in diesem Zusammenhang durchaus brauchbar. Die Leser, die mehr an wissenschaftstheoretischen und strukturellen Aspekten der Parteien interessiert sind, mögen auf Kooles Studie *De opkomst van de moderne kaderpartij* (Utrecht 1992) zurückgreifen, die einen ausführlicheren politikwissenschaftlich-theoretischen Teil aufweist. Demgegenüber besitzt die hier zu besprechende Monographie einen eher historisch-deskriptiven Charakter.

Im ersten Teil des Buches wird die Entwicklung des niederländischen Parteiensystems beschrieben, wobei Koole unvermeidlich auf die Frage nach den Wurzeln der niederländischen Konsensdemokratie stößt. In diesem Zusammenhang greift er des öfteren auf die Pazifikationstheorie Lijpharts zurück (Vgl. A. Lijphart: *Verzuiling, pacificatie en kentering in den Nederlandse politiek*, Amsterdam 1968.) und stellt diese der These Daalders vom 'schikken en plooiën' gegenüber (Vgl. H. Daalder: *The Consociational Democracy Theme*, in: *World Politic*, 26(1974)4, S. 604-621 und ders.: *De politieke partijen*, in: *Repertorium van de sociale wetenschappen: politiek*, Amsterdam/Brussel 1958, S. 217-238.). Der Autor selbst kommt vor diesem Hintergrund zu einer weiteren, äußerst simplen Erklärung für die niederländische Konsenspolitik: 'Samenwerking was en is gewoon onvermijdelijk in een land van politieke minderheden. Zodra er een meerderheid is, vervalt de noodzaak tot samenwerking.' (S. 38) Dieser Tatbestand mag in der spezifisch niederländischen Entwicklung in Verbindung mit anderen Faktoren eine Rolle gespielt haben, als Erklärung der Konsensdemokratie ist er sicherlich schwierig zu handhaben, gibt es doch unzählige Beispiele anderer Staaten, in denen sich unter derartigen Voraussetzungen alles andere als Konsenssysteme herausgebildet haben. Koole weist zudem darauf hin, daß die spezifisch niederländische, auf Konsens gerichtete politische Kultur auch den Prozeß der Entsäulung überlebt hat. Ein Prozeß, von dem – wie Koole feststellt – vor allem die nicht-konfessionellen Parteien, und unter ihnen insbesondere die VVD und die Democraten 66, profitiert haben. Darüber hinaus hätten sich aber auch die klassischen Säulenparteien CDA und PvdA von ihrer versäulten Vergangenheit distanziert.

Im zweiten, mit knapp 250 Seiten umfangreichsten Teil des Buches werden die einzelnen Parteien – eingebettet in ihren jeweiligen ideologischen Strömungen – in ihrer historischen Entwicklung beschrieben. Hier geht es weniger um neue

ste wissenschaftliche Erkenntnisse – so wird nicht auf Archivmaterial, sondern ausschließlich auf Sekundärliteratur zurückgegriffen –, als viel mehr darum, die historischen Wurzeln und wesentlichen Weltanschauungen der einzelnen Parteien in komprimierter Form darzustellen. Es läßt sich auch jedes Kapitel für sich lesen, so daß insbesondere der Leser, der sich kurz über Entstehung und Charakter einer bestimmten Partei informieren möchte, mit diesem Buch sehr gut beraten ist. Insofern besitzt dieses Werk, das auch über eine Kurzbibliographie mit den wichtigsten Literaturangaben über die verschiedenen Parteien verfügt, durchaus Handbuchcharakter.

In seinem dritten Teil wendet sich Koole der Gegenwart und der Zukunft des Parteiensystems zu. Die in den niederländischen Parteien sehr ausgeprägte Neigung zu innerer Auseinandersetzung und Abspaltung bewertet er als Beitrag zur Aufrechterhaltung einer „burgerlijke‘ cultuur, die noodzakelijk is voor het goed functioneren van een rechtstatelijke democratie“ (S. 346) und interpretiert sie dementsprechend als Gewinn für die Demokratie, auch wenn der Wähler parteiinterne Streitigkeiten im allgemeinen nicht honoriert. Kooles kurzer Ausblick in die Zukunft bildet ansonsten einen gelungenen Abschluß dieser in erster Linie historisch orientierten Studie. Anzumerken ist lediglich, daß die Besonderheit der niederländischen, auf einer ‘Konsensdemokratie‘ basierenden Situation deutlicher hätten dargestellt werden können, wenn der Autor zumindest bei der Behandlung der Entstehung und Entwicklung des Parteiensystems den Vergleich zu anderen europäischen Staaten nicht ganz vernachlässigt hätte. Dennoch ist Ruud Kooles Monographie *Politieke partijen in Nederland* als einführende Literatur über das niederländische Parteiensystem – eine Thematik, die abgesehen von Norbert Lepszys Studie über *Regierung, Parteien und Gewerkschaften in den Niederlanden* (Düsseldorf 1979) in der deutschen Politikwissenschaft bislang nur wenig Beachtung fand – gewiß hervorragend geeignet. Darüber hinaus ist es ein Verdienst Kooles, daß er tatsächlich sämtliche Parteien, auch solche, über die kaum wissenschaftliche Literatur verfügbar ist, relativ ausführlich behandelt. Somit sei abschließend nochmals darauf hingewiesen, daß dieses Buch auch demjenigen, der ein Nachschlagewerk über niederländische Parteien sucht, zu empfehlen ist.

Münster

Johannes Reef

Klaus-Peter Lange: Fehlergrammatik Niederländisch-Deutsch. Met een verklarende terminologielijst van Xandra Driessen-Schut. Bussum: Dick Coutinho 1993. 198 blz., 32,50 hfl.

Die deutsche Sprache ist doch nicht so einfach, wie Niederländer immer meinen. Eine viel zitierte Binsenweisheit; aber so oder so ähnlich könnte das Fazit der Fehlergrammatik lauten, in der Klaus-Peter Lange seine langjährigen Erfahrungen als Hochschullehrer am Leidener Lehrstuhl für deutsche Sprach- und

Literaturwissenschaft verarbeiten konnte. Die Ursachen für diese spezifischen Fehler deutet Lange im Vorwort an: sie liegen seiner Meinung nach in der Zugehörigkeit beider Sprachen zu unterschiedlichen Sprachtypen.

Mit seinem Buch verfolgt Lange einen ganz pragmatischen Zweck. Ausgangspunkt für seine Grammatik sind natürlich die Fehler, die typisch für den deutschen Sprachgebrauch von Niederländern sind. Lange hat einen Nutzer vor Augen, der die Basisgrammatik des Deutschen schon verinnerlicht hat und nun mit Problemen kämpft, die sich aus den Systemunterschieden beider Sprachen ergeben. Dieser Nutzer ist weniger an linguistischen Erklärungen, sondern eher an der Korrektur immer wiederkehrender Fehler in der schriftlichen und mündlichen Sprachausübung interessiert.

Ehe er sich jedoch einzelnen Problemen zuwendet, versucht Lange eine Fehlertypologie zu erstellen, wobei er deutlich zwischen lernpsychologischen Fehlern und Fehlern, die aus Systemunterschieden resultieren, unterscheidet. Das vor allem auf letztere im Unterricht viel zu wenig eingegangen wird, liegt für den Autor im Umstand begründet, daß die moderne Sprachwissenschaft noch nicht in der Lage war, sich auf einen semantisch allgemein akzeptierten Begriffsapparat zu einigen und so Mißverständnisse vorprogrammiert sind.

Lange behandelt Fehler unterschiedlichster Gebiete: der Phonetik, Orthographie, Lexik (hier vor allem das Problem der 'falschen Freunde'), Phraseologie und Syntax. Er geht auf Valenzunterschiede bei Verben ebenso ein wie auf den unterschiedlichen Gebrauch der Modalverben oder auf Schwierigkeiten bei der Verwendung des Kasussystems, von Partikeln oder kon- bzw. diskonguierten Nominalgruppen.

Ausgangspunkt sind – wie oben bereits angedeutet – Fehler, die dem Autor während seiner Tätigkeit als Lehrer aufgefallen sind. Sofern es möglich ist, versucht Lange, die Ursachen dieser Fehler zu erläutern und mögliche Strategien zu ihrer Korrektur bzw. zu deren Eliminierung anzubieten. Dabei wird der Leser immer wieder angehalten, die an vielfältigen Beispielen erläuterten Probleme auf seine eigene Sprachsituation zu übertragen. Übungen sollen helfen, diesen Prozeß zu unterstützen.

An dieser Stelle sei angemerkt, daß der Übungsteil für mein Gefühl etwas zu dürftig ausgefallen ist. Nicht alle der angesprochenen Probleme werden dann auch im Übungsteil behandelt. Er sollte in späteren Auflagen erweitert und ergänzt werden. Die Erläuterungen werden in deutscher Sprache präsentiert, was Lange mit dem Argument begründet, daß über grammatische Besonderheiten der deutschen Sprache am besten in Deutsch gesprochen werden kann, zumal die niederländischen Termini semantisch nicht immer den deutschen entsprechen.

Zum Textverständnis trägt ohne Zweifel die Terminliste von Xandra Driessen-Schut mit mehr als 120 Stichwörtern bei. Die Liste bietet neben den deutschen Stichwörtern jeweils eine an der niederländischen Schulgrammatik orientierte Übersetzung und eine gut verständliche Erläuterung. Querverweise und zahlreiche Beispiele komplettieren den lexikalen Teil.

Schaut man sich Langes Fehler-Grammatik genauer an, wird schon anhand der Diktion und des Termingebrauch deutlich, daß dieses Buch wohl eher auf niederländischen Germanistikstudenten und weniger auf den interessierten Besucher eines Sprachkurses an der Volkshochschule ausgerichtet ist. Ersteren sei diese Grammatik als Lehr- und Übungsbuch empfohlen und nicht nur ihnen: auch DaF-Lehrern in den Niederlanden könnte Langes Buch ein nützlicher Ratgeber sein.

Dem Verlag empfehle ich, eine ähnliche Fehlergrammatik für deutsche Niederlandisten herauszubringen.

Halle/S.

Uwe Genetzke

Ursula Kremer, Rita Plymackers, Sabina Renshof: Meedenken - Meepraten. Aufbaumaterial Niederländisch zum Thema Mann/Frau in der Gesellschaft. Ismaning: Max Hueber Verlag 1996. 80 S., 22,50 DM.

'Meedenken - Meepraten' wurde als Ergänzung zu einem bestehenden Lehrwerk bzw. als Lehrmaterial für einen Kurs konzipiert, der vom Sprachniveau her, über das VHS- Zertifikat hinausgeht. Damit haben die Autorinnen und der Hueber Verlag Neuland betreten, denn meines Wissens wird hier von einem deutschen Verlag zum ersten Mal Lehrmaterial für die niederländische Sprache vorlegt, daß deutlich über das VHS-Niveau hinausgeht und für den Einsatz im universitären Bereich zu empfehlen ist. Und somit kann man den Verlag zu seinem Mut nur gratulieren und der Taalunie danken, daß sie diesem Projekt ihre Unterstützung nicht versagt hat. Authentisches Material wie Annoncen, Presse- und Sachtexte, Comics aber auch literarische Texte oder Auszüge aus Regierungserklärungen und offiziellen Mitteilungen bilden im vorliegenden Lehrmaterial den Ausgangspunkt für Wortschatz- und Strukturübungen, Textanalysen, Nacherzählungen, Diskussionen und Rollenspiele, wobei die Erweiterung der kommunikativen Kompetenz in der Fremdsprache eindeutig im Vordergrund steht.

Das Material ist in fünf 'Lerneinheiten' eingeteilt, deren Umfang zwischen 4 (Abschnitt 2) und 9 (Abschnitt 4) Übungen variiert. Jeder Lerneinheit ist thematisch ein bestimmter Themenkreis zugeordnet. So werden in der Lerneinheit 1 traditionelle Auffassungen zur Rolle von Mann und Frau feministische Aussagen gegenübergestellt. Kapitel 2 stellt die Rechtsposition von Mann und Frau innerhalb der Gesellschaft in den Mittelpunkt, während in Kapitel 3 Unterschiede im Sprachgebrauch beider Geschlechter eine Rolle spielen. Die Abschnitte 4 und 5 beschäftigen sich schließlich mit der Rolle von Männern und Frauen in der Politik und mit der Arbeitsteilung beider Geschlechter innerhalb der Gesellschaft. Die Lerneinheiten stehen selbständig nebeneinander, so daß die Reihenfolge im Buch lediglich ein Vorschlag für den Aufbau eines Kurses darstellt. Es wäre ebenso vorstellbar, einzelne Einheiten in anderen Kursen einzusetzen.

Was die Übungen innerhalb der einzelnen Einheiten betrifft, so würde ich jedoch der Empfehlung der Autorinnen folgen und die Übungen in der angebotenen Reihenfolge konsequent durcharbeiten.

Ausgangspunkt für jede Übung ist ein Text, der sich aus den bereits oben erwähnten Textsorten rekrutiert. Jede Lerneinheit beginnt mit einer Übung zum verstehenden Lesen, dann folgen Übungen zur Wortschatzerweiterung und anschließend werden die Kursteilnehmer dazu angehalten, den Inhalt der entsprechenden Texte mit eigenen Worten wiederzugeben. Den Abschluß einer jeden Lerneinheit bilden Rollenspiele oder Diskussionsrunden, in denen die Teilnehmer ihre fremdsprachlichen Fähig- und Fertigkeiten unter Beweis stellen sollen.

Den Lerneinheiten ist ein 'Appendix' nachgestellt, der Wortlisten als Hilfestellung für die Diskussionsrunden und den Schlüssel enthält. Die ebenfalls im Anhang enthaltenen Strategien zum Erraten von Wortbedeutungen halte ich in der dargebotenen Form für überflüssig bzw. hätte sie in modifizierter Form als didaktischen Hinweis in der 'docentenhandleiding' untergebracht, die es zum Buch übriges gibt (Preis: 16,50 DM).

'Meedenken - Meepraten' ist ein sehr gut aufgearbeitetes Lehrmaterial, das sich beispielsweise hervorragend für einen Konversationskurs eignet bzw. dessen Lerneinheiten sich auch ohne großen Aufwand in einen Kurs höheren Sprachniveaus einpassen lassen. Der didaktische Ansatz ist eindeutig handlungsorientiert, was - ebenso wie das fremdsprachliche Prinzip bei der Formulierung der Aufgaben und der Worterklärungen - konsequent durchgehalten wurde. Die Textauswahl ist, was thematische Vielfalt und auch das sprachliche Niveau betrifft, sehr gut durchdacht. Als besonderes Plus werte ich das hervorragend vorbereitete Material zur Gestaltung der Rollenspiele und Diskussionsrunden, das neben der sprachlichen auch die Möglichkeit einer inhaltlichen Bewertung der Äußerungen durch Lehrer wie auch Kursteilnehmer anbietet. Die grafische Gestaltung des Buches ist durchaus ansprechend, allerdings ist man bei der Gestaltung einiger Seiten übers Ziel hinausgeschossen. Bei den Seiten 30, 33, 58 wurden die Basistexte graphisch so aufgewertet, daß die eigentliche Aufgabenstellung quasi 'verschwindet'.

Obwohl die Grundkonzeption des Lehrmaterials sehr gut ist und man sich den Ausbau zur Reihe nur wünschen kann, liegt das Manko dieses Buch eindeutig in der Behandlung des Rahmenthemas. Es ist durchaus löblich, die Verbesserung der sprachlichen Kompetenz mit der der sozialen zu verbinden, allerdings empfinde ich den Grundtenor der Texte mitunter zu prononciert feministisch. Manche Aussagen und Argumentationshilfen kommen zu platt oder zu agitatorisch daher (z.B. in den Übungen S. 30/4B oder S. 52/1A).

Meiner Meinung nach sollte man die Intelligenz und auch das Problembewußtsein der Lernenden nicht unterschätzen, die unter Garantie mit den im Buch abgehandelten Aspekten des Themas 'Mann und Frau in der Gesellschaft' im täglichen Leben bereits konfrontiert wurden. Dieser Fehler ist den Autorinnen wahrscheinlich im Eifer des Gefechts unterlaufen. Hier werden offene Türen ein-

gerannt und das verärgert – mich zumindest, was natürlich auch dem Umstand geschuldet sein kann, daß ich männlichen Geschlechts bin.

Halle

Uwe Genetzke

Theodor Horster: Rheinberger Wörterbuch. Eine Dokumentation der Mundart am unteren Niederrhein. Mit einer Einleitung von Georg Cornelissen. Köln: RheinlandVerlag / Bonn: Habelt 1996. (Rheinische Mundarten, Band 9) 655 S., 58,- DM.

Im Jahre 1983 entwickelte Theodor Horster die Idee, seinen Heimatdialekt, das „Rinbäärs Plat“, in Form eines Wörterbuchs zu dokumentieren und begann damit, Material für dieses Projekt zu sammeln. Er hoffte, daß „durch dieses Werk eine Wiederbelebung unseres *Rinbäärs Plat* spürbar“ (S. 9) werde. Dreizehn Jahre später liegt das vollendete Werk nun mit dem beachtlichen Umfang von mehr als 600 Seiten vor.

Horster hatte damals angefangen, den sogenannten „Rhinberkse Dagwieser“, eine Art Jahrbuch des „Sprookvereins 'Ohmen Hendrek““ auszuwerten. Hier hatten in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts traditionsbewußte und an ihrem Dialekt interessierte Rheinberger Bürger begonnen, ihre Sprache zu dokumentieren, indem sie mundartliche Erzählungen, Gedichte, Sprüche und Lieder sammelten, niederschrieben und veröffentlichten. Dieser Tradition folgend arbeitete Horster, wobei er sich mit professioneller Unterstützung des Amtes für Rheinische Landeskunde in Bonn nicht nur den „Dönekes“ seiner Heimat widmete, sondern verschiedenartiges Material sammelte, um daraus ein umfangreiches Wörterbuch zu erstellen, das (materialbedingt) sowohl historische als auch gegenwärtig gebräuchliche Wörter aufgenommen hat.

Nach der Auswertung des „Dagwiesers“ begann Horster, auch andere Quellen zu Rate zu ziehen. Er wertete verschiedene literarische Veröffentlichungen regionaler Dichter und Erzähler aus, er durchforstete eine nach sachlichen Zusammenhängen angelegte Sammlung von Mundartwörtern, die in den achtziger Jahren vom zweiten Rheinberger „Sprookverein“ herausgegeben worden war, darüber hinaus eine weitere Wortdokumentation des Rheinberger Stadtteils Orsoy. Weiterhin suchte Horster aus dem Rheinischen Wörterbuch die Stichwörter heraus, die die Mundart der Stadt Rheinberg mit eigenen Belegen berücksichtigten. Ferner wurden andere bereits erschienene Ortsmundartwörterbücher des Niederrheins, ebenso wie Heimatkalender und Jahrbücher der Umgebung zum Vergleich herangezogen. Schließlich befragte er mundartsichere Gewährspersonen in Interviews und bat sie, einige Sätze in ihren Dialekt zu übertragen. So entstand im Laufe der Jahre eine sehr heterogene Sammlung von Mundartwörtern, die mit 14.200 Stichwörtern einen für ein solches Projekt beachtlichen Umfang erreichte.

Die wissenschaftliche Einleitung zum Rheinberger Wörterbuch stammt von Georg Cornelissen, dem Leiter der Sprachabteilung des Amtes für rheinische Landeskunde in Bonn. Er geht darin auf die Besonderheiten ein, die die Sprache des unteren Niederrheins auszeichnet, namentlich ihre enge Verwandtschaft zu den Mundarten jenseits der heutigen Staatsgrenze, dem Dialekt der nördlichen Provinz Limburg und dem des angrenzenden Gelderlandes. So läßt sich auch erklären, daß der Begriff „Kleverländisch“ für die Mundarten der Region diesseits und jenseits der Grenze gebraucht wird. Cornelissen veranschaulicht diese Übereinstimmungen an kurzen Vergleichen zwischen Mundartwörtern aus Rheinberg und Venlo. Darüber hinaus zeichnet sich das Rheinberger Platt gerade durch seine Mittelstellung in den niederrheinischen Mundarten aus, so finden sich hier sowohl nördliche (wie in den Mundarten von Kleve oder Goch) als auch südliche Merkmale (Parallelen zu den Mundarten, die bereits zum Ripuarischen des Köln-Aachener Raums überleiten, wie in Krefeld oder Mönchengladbach). Als nördliches Merkmal kann man den Vokalismus in Wörtern wie *Is* oder *Hüs* (im Gegensatz zu *Iis* und *Huus* im Süden) bezeichnen, südlich ist im Rheinberger Dialekt der Gebrauch von *du* (2. Person Singular) vs. *ge* (Plural) oder eine Form wie *Fläsch* (im Norden benutzt man Formen wie *gei* für Sg. und Pl., und statt *-sch* findet man in diesem und vergleichbaren Fällen nur *-s*). Von den Ortsmundarten der ländlichen Umgebung von Rheinberg unterscheidet sich das städtische Platt dagegen nur geringfügig. Zusammengefaßt bedeutet dies, daß das Rheinberger Wörterbuch nicht nur den Stadtbewohnern von Rheinberg nützlich sein kann, sondern auch von Interessierten aus der näheren und etwas weiteren Umgebung mit Gewinn benutzbar ist, da diese über vorhandene Unterschiede sehr genau Bescheid wissen und so die Rheinberger Variante in ihren eigenen Dialekt übertragen können.

Was nun die Stellung der Mundart in der Stadt Rheinberg betrifft, so zieht Cornelissen den Schluß, daß ihr „heute tatsächlich der Status einer örtlichen Minderheitssprache zukommt“ (S. 20). Gründe liegen in einem überall zu beobachtenden Dialektschwund nach dem Zweiten Weltkrieg durch größere Mobilität, durch die wachsende Bedeutung der Standardsprache und durch die veränderte Einstellung gegenüber dem Dialektgebrauch. Trotzdem (oder gerade deswegen) ist es wichtig, die Zeugnisse der Mundart, die man heute noch finden kann, schriftlich festzuhalten, und mit dieser Intention ist denn auch dieses Wörterbuch konzipiert worden.

Abgesehen von der sprachlichen Einordnung des Rheinberger Platts in seinen Kontext, erläutert Cornelissen auch grammatikalische und phonetische Aspekte der Mundart, konkret geht er auf die Besonderheiten der Zeitformen der Verben und der Steigerung der Adjektive, sowie auf Aussprachebesonderheiten in der gesprochenen Sprache ein. Es würde zu weit gehen, im Wörterbuchteil neben der isolierten Grundform alle Veränderungen im Kontext anderer Wörter aufzuführen. So werden nur einige regelmäßige Veränderungen angege-

In dieser Einleitung beschreibt Cornelissen auch die Schreibung der mundartlichen Belege, die ja häufig bei solchen Projekten ein großes Problem darstellt. Theodor Horster hat sich schon früh dazu entschlossen, bei seinen Sammlungen die „Rheinische Dokumenta“ zu verwenden, eine Schrift, die „zu Beginn der 1980er Jahre von einem Kreis rheinländischer Mundartexperten unter Federführung des Amtes für rheinische Landeskunde entwickelt wurde“ (S. 30). Cornelissen erläutert im folgenden einige Grundsätze dieser Lautschrift, die sich an der hochdeutschen Schreibung orientiert, einige Regeln aber konsequent ändert (z. B. Verdoppelung der Langvokale, diakritische Zeichen für den Öffnungsgrad einiger Vokale oder die Stimmhaftigkeit einiger Konsonanten, Schreibung von *schp* und *scht* statt *sp* und *st* bei entsprechender Lautung). Hinweise auf die alphabetische Anordnung der Stichwörter und den Aufbau der Wortartikel sowie ein Abkürzungsverzeichnis runden diese Einleitung ab.

Was den Aufbau der Wortartikel betrifft, so ist dieser übersichtlich und benutzerfreundlich gestaltet: Das Stichwort ist fett gedruckt, bei Substantiven folgt der Artikel und eine mögliche Pluralform, bei Verben die Angabe, ob sie regelmäßig oder unregelmäßig sind, bei den unregelmäßigen folgen die Stammformen. Darauf folgen in eckigen Klammern die hochdeutschen Bedeutungen des Stichworts. Abschließend folgen kursiv gedruckt ausführliche Beispielsätze mit ergänzenden Bedeutungs- und Verwendungsangaben. Was Benutzer vermissen könnten, sind etymologische Hinweise oder Hinweise auf den „Gebrauchszeitraum“ des Stichworts (wozu allerdings in der Einleitung einiges gesagt wird).

Darüber hinaus enthält das Wörterbuch eine Reihe von Photos, die das etwas eintönige Druckbild des Wörterbuchteils auflockern und zusätzliche volksculturelle und historische Informationen bieten (z. B. historische Abbildungen der Stadt, Bilder von Martinsumzug oder Karnevals- (bzw. Fastnachts)feier, Photos von arbeitenden Frauen oder der Werksfeuerwehr bei der Firma Underberg), und – vor allen Dingen auch für die nicht mundartsicheren Benutzer des Wörterbuches – ein Register mit Verweisen vom Hochdeutschen zur Mundart. Abgeschlossen wird das Wörterbuch von einer kurzen Bibliographie.

Ob das Rheinberger Wörterbuch zur „Erhaltung des Rheinberger Dialekts“ beitragen kann, wie Sponsor Emil Underberg in seinem Geleitwort wünscht, mag dahingestellt bleiben, es leistet aber sicher einen wesentlichen Beitrag zur Dokumentation dieser Ortsmundart und kann sowohl für interessierte Laien als auch für Fachleute von großem Nutzen sein.

Münster

Dorothea Raspe